



JEHOVAS
ungehorsame Tochter

Wie die Liebe
mir Freiheit schenkte

Jolanda Heber

 tredition

JEHOVAS UNGEHORSAME TOCHTER

Wie die Liebe mir Freiheit schenkte.

JOLANDA HEBER

© 2022 Jolanda Heber

Umschlaggestaltung: Marina Rudolph

Illustration: Kathrin Boden

Lektorat, Korrektorat: Renate Jung

Mitwirkende: Sarah Rubal, Marcel Kuhr

ISBN Softcover: 978-3-347-56260-8

ISBN Hardcover: 978-3-347-56263-9

ISBN E-Book: 978-3-347-56265-3

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Die Namen der meisten Personen in diesem Buch wurden zum Schutz der Persönlichkeit geändert.

*Für Nicole,
die mir zeigt, was Familie bedeutet.*

Inhaltsverzeichnis

1. ALLES AUF ANFANG
2. DAS VERSPRECHEN
3. FAMILIE vs. FAMILIE
4. SPRUNG INS KALTE WASSER
5. NEUSTART
6. ZEUGIN JEHOVAS
7. ABSCHIED
8. FAMILIE 2.0
9. HAMSTERRAD
10. KUMMERKASTEN
11. DAS LEBEN IST ZU KURZ
12. BEGEGNUNG
13. GERÜCHTE
14. VOLLKOMMEN UNVOLLKOMMEN
15. FREUNDSCHAFT PLUS
16. MUT ZUR WAHRHEIT
17. VERRAT
18. ENTSCHEIDUNG
19. DER ANFANG VOM ENDE

NACHWEISE

1. ALLES AUF ANFANG

Wann immer ich einem Menschen begegne, liegt ein neues Rätsel vor mir. Wer ist dieser Mensch? Woher kommt er? Was liebt er? Was hasst er? Was hat er in seinem Leben schon alles erlebt und zu dem Menschen gemacht, der er ist?

Einige dieser Rätsel erscheinen mir zu schwierig zu lösen, andere wünschte ich nie enträtselt zu haben, weil mir die Lösung nicht gefällt. Was aber wirklich wertvoll ist, sind die Menschen, die einem helfen, das persönliche Rätsel zu verstehen - denn ist es nicht manchmal so, dass wir uns selbst kaum enträtseln können?

Ich kam an einem kalten Tag im Januar 1987 zur Welt, und meine Großmutter erzählte mir einmal, dass ich ein sogenanntes Versöhnungskind, ein Wunschkind, war. Ich bin das dritte von insgesamt vier Geschwistern – meine Familie: eine von vielen inmitten der Hauptstadt. Wir wohnten nicht gerade im besten Viertel der Stadt – im Gegenteil. Es war eher der Kiez: Der Teil der Stadt, wohin sich reiche Menschen selten verirrten und wo die unterschiedlichsten Kulturen, Farben und Gerüche Tür an Tür existierten.

Wir bewohnten eine kleine Dreizimmerwohnung. Für sechs Personen heute kaum vorstellbar – wo doch jedes Kind sein eigenes Zimmer und Freiraum zur Entwicklung braucht.

Trotz des bunten Treibens um uns herum führten wir ein recht konservatives Leben: Papa kümmerte sich um das finanzielle Wohl der Familie, wie es für einen Vater üblich war. Er war Hausmeister, und ich sehe ihn noch vor mir, wie er den kleinen Innenhof unseres Häuserblocks fegte. Als Kind versuchte ich, es genau wie er zu machen. Ein paar Mal legte ich meinen Roller beiseite und half ihm beim Fegen: den Sand

und Schmutz in kleinen kurzen Bewegungen immer mit dem Besen vom Körper wegschieben, bis ein kleiner Haufen zusammengekommen war, dann alles mit der Müllschippe aufsammeln. Dabei krabbelten so manches Mal kleine Ameisen und Kellerasseln aus dem Staub, und ich hatte meine Freude daran, sie mit meinem Finger anzustupsen, sodass sie sich einrollten. Ich war stolz, wenn ich Papa helfen konnte.

Zu Hause legte mein Vater immer Wert darauf, dass alle Hausschuhe trugen, und es gab eins »hinter die Löffel«, wenn es vergessen wurde. Ich hasse Hausschuhe bis heute. Ich brauche Freiheit für meine Füße. Luft an den Füßen fördert bei mir das Denken. Das hat sich wohl schon damals so angefühlt. Aber mit den Hausschuhen verstand mein Vater keinen Spaß! Des Öfteren landeten meine Hausschuhe auf meinem Kopf, statt auf den Füßen. Warum er darauf so reagierte? Rätsel ...

Technik begeistert wohl jeden Mann und so natürlich auch meinen Vater. Ich erinnere mich an einen riesigen Röhrenfernseher im Wohnzimmer, der einem großen heutigen Flatscreen kaum nachstand.

In erster Linie schaute mein Vater Tennis: Boris Becker in seinen besten Zeiten. Ein paarmal durfte ich mit dabei sein. Aber meistens lief es zu einer Zeit, als wir Kleinen schon ins Bett mussten. Dann schlief ich mit den Geräuschen vom Tennisball ein: Plock ... Plock ... Plock ... Plock ... Trillerpfeife. Ich mochte dieses Geräusch. Es hatte etwas Beruhigendes – Harmonisches.

Mama war ganz für uns Kinder da – eine wunderbare Frau – ebenso liebevoll und intelligent wie konsequent und streng.

Sie legte viel Wert darauf, dass wir Kinder es eines Tages besser haben sollten als sie. Vieles, was sie selbst nie hatte

oder sich schwer hatte erkämpfen müssen, versuchte sie, uns zu ermöglichen: Ein Instrument erlernen, kochen, backen, Knöpfe annähen. Aus Asche Gold zu machen, ist wohl eine gewaltige Herausforderung. Aber ja: Von meiner Mutter würde ich behaupten, dass sie genau das für uns Kinder jeden Tag aufs Neue versuchte.

Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass wir wirklich nie viel Geld zur Verfügung hatten oder ob mein Vater tatsächlich eher übermäßig sparsam war - jedenfalls war ich es gewohnt, abgetragene Kleidung zu tragen und immer erst dann »In« zu sein, wenn ich eigentlich damit schon längst wieder »Out« war.

Als kleines Mädchen ist mir das nie sonderlich aufgefallen. Für mich gehörte es in meine Welt. Ich schämte mich dafür nicht und bemerkte auch keine abfälligen Blicke von anderen Menschen. Für mich war alles da, was ich zum Erwachsenwerden brauchte. Und so manches Stück in meinem Kleiderschrank war auf Mamas Nähmaschine entstanden, wie der schwarze Glitzerrock mit der Weste dazu! Das war ein Unikat und hatte niemand sonst und ich war stolz darauf.

Erst Jahre später begriff ich, dass wir wohl bei einigen Menschen Mitleid erregt haben müssen. Wenn ich mir die wenigen Kinderfotos von mir ansehe, die mir selbst geblieben sind, dann sehe ich dort ein kleines Mädchen mit zu kurzen oder zu weiten Hosen und Pullis, mit einem dicken Kassen-Brillengestell auf der Nase und zerzausten Haaren. Und trotzdem: Fast immer ein Grinsen im Gesicht – ich war glücklich damit.

In einem Punkt waren wir jedoch anders als andere Familien: Meine Mutter gehörte in dritter Generation den Zeugen Jehovas an – einer Glaubensgemeinschaft, die nach strengen

Regeln lebt und wo sich alles um das Überleben des großen Krieges Gottes dreht: Harmagedon. Im Anschluss daran beginnt dann erst das wahre, friedliche, glückliche Leben in einem Paradies.

Es gab nichts, was meiner Mutter wichtiger war als ihr Glaube – die WAHRHEIT über den Sinn des Lebens und den Gott, der einmal alle Wünsche wahr werden lässt. Und ihr größter Wunsch war es, diesen Glauben an ihre Kinder weiterzutragen.

Das Leben als Zeuge Jehovas forderte viel Zeit und Kraft von jedem Familienmitglied, und genauso auch viel Verzicht auf Dinge, die für andere Menschen zur Normalität gehören. Verzicht auch auf das Entwickeln einer eigenständigen und selbstbestimmten Persönlichkeit.

Es ist ein Leben in einer ganz eigenen Welt, die von außen nur schwer greifbar ist. In dieser abgeschotteten Welt war ich klein, unwichtig und falsch, so wie ich war. »Unvollkommenheit« und »sündig« sind einige der wichtigsten Worte, die schon früh zu meinem Wortschatz gehörten. Um das Paradies zu erleben, musste ich lernen, perfekt zu funktionieren – eine saubere Sprache sprechen, unauffällige, schlichte Kleidung tragen, und immer, ständig und überall darauf achten, dass mich mein eigenes Herz mit den sündigen Wünschen nicht in die Irre leitete.

Eine der wichtigsten Bezugspersonen in meinem Leben wurde mein imaginärer großer Freund im Himmel. Sein Name war Jehova, und von klein an wurde mir diese Freundschaft ins Herz gepflanzt. Mein ganzes Leben drehte sich um ihn – darum, ihn glücklich zu machen und zufriedenzustellen aus Dankbarkeit für das Leben und dafür, dass er mein Freund war, obwohl ich so klein, unbedeutend und schlecht war und diese Freundschaft niemals verdiente. Seine Anforderungen

zu erfüllen, wurde mein Lebensinhalt. Aber ich wollte es gern, denn schließlich hatte er ja schon vor meiner Geburt so viel für mich und andere Menschen getan.

Jehova war das höchste Wesen im Universum: Er konnte alles tun, was er wollte. Er hatte sich die Menschen gebaut, um sich an ihnen zu erfreuen.

Ich stellte es mir oft so vor, wie ich mich über mein Meerschweinchen, mein Kaninchen oder meinen Hamster freute. Ich wollte, dass es ihnen gut ging, und gab ihnen das Beste, was möglich war. Ich gab ihnen Nahrung und beschützte sie, spielte und kuschelte mit ihnen.

Doch es gab einen Unterschied zwischen mir und Jehova, der mir erst sehr viel später bewusst wurde: Ich erwartete von meinen Tierchen nie, dass sie mir etwas zurückgaben. Jehova dagegen verlangte mein Leben. Er nahm alles von mir: Meine Zeit, meine Kraft, mein Wissen, mein Geld – sogar meine Familie.

Und doch lernte ich, dass er all das verdiente. Und dass mir diese Dinge letztendlich gar nicht zustanden, weil ich nicht perfekt war. Ich lernte auch, dass ich eines Tages von ihm belohnt werden würde, wenn ich ihm selbstlos diente. Der Lohn war ein Leben, von dem ich träumte: Ein Paradies mit einer glücklichen Familie und vielen zahmen Tieren, genug zu essen, keinen Streit und sogar keinen Tod mehr. Ein Leben ohne Fehler, in Vollkommenheit.

Es war eine Vorstellung, die viele Menschen in ihren Bann zog. Meine Urgroßeltern, mütterlicherseits, brachten diesen Glauben in die Familientradition und opferten ihr Leben für diese Ideologie, die sich zu ihren Lebzeiten nie erfüllte. Auf seinem Sterbebett soll mein Urgroßvater sich verweigert haben, ein Gebet mit den Ältesten der Gemeinde zu sprechen, da er es nicht verkraften konnte, dass auch sein imaginärer Freund, sein Gott, ihn sterben ließ.

Und trotzdem hielt sich diese religiöse Überzeugung über Jahrzehnte bis heute in unserer Familie. Vereinzelt gingen einige einen anderen Weg – doch sie wurden dann gemieden, und man redete traurig und zugleich abwertend über sie.

Als Kind nahm ich meine Religion nicht als belastend wahr. Im Gegenteil. Sie gab mir etwas Beständiges im Leben, etwas, was blieb. Etwas, was mir auch Kraft zurückgab und mich mutig machte.

Die meisten Dinge lernte ich durch unsere Besuche der Gottesdienste, sogenannte Versammlungen. Drei Mal in der Woche für jeweils eine oder zwei Stunden trafen wir uns mit Gleichgesinnten und lernten über Jehova.

Für mich bedeutete es, drei Mal in der Woche schick machen: weiße dicke Stoffstrumpfhosen, Rüschenbluse und einen Rock, der mindestens knielang war, wie der Glitzerrock, den Mama genäht hatte. Dazu Lackschuhe und ein schöner Zopf. Bis auf die Strumpfhosen war das alles für mich in Ordnung. Es gehörte dazu. Mama sagte immer, wir besuchen unseren Freund. Da wollen wir uns schön anziehen.

Die Lernstunden verliefen immer gleich: Es wurde gesungen, gebetet, dann wurden Vorträge gehalten und Artikel aus der Literatur der Zeugen Jehovas besprochen. Wir lasen gemeinsam einzelne Verse oder Abschnitte in der Neue-Welt-Übersetzung, einer Bibelübersetzung, die nur Jehovas Zeugen nutzen und die für mich DIE Bibel war.

Mama legte großen Wert darauf, dass wir immer anwesend waren. Die Zusammenkünfte hatten Priorität. Alles andere kam danach – Hausaufgaben, Spielen, Aufräumen: Das war alles weniger wichtig.

Mir fiel es schwer, zwei Stunden ruhig auf meinem Platz zu sitzen und dem zu folgen, was von der Bühne erzählt wurde. Es war interessanter, die anderen Glaubensbrüder und -schwestern zu beobachten. Manchmal saßen hinter uns

lustige Menschen, die dann Grimassen schnitten, sodass ich lachen musste. Mama ermahnte mich oft, dass vorn »die Musik« spielt und drehte meinen Kopf nach vorn. Eine Zeitlang durfte ich während des Programms auf leeren Blättern meiner Fantasie nachgehen und malen.

Ich malte dann das, was ich sah: den Bruder auf der Bühne mit seinem Anzug und der Krawatte, wie er einen Vortrag hielt. Oder ich malte das, was ich hörte: das Paradies mit Mama und Papa und dem Löwen, der nur noch Stroh frisst. Diese Bilder verschenkte ich an Menschen aus der Gemeinde, die ich gern hatte: Tante Gitti zum Beispiel. Sie war nicht wirklich meine Tante. Aber ich hatte sie lieb, wie eine Tante. »Fur Tante Gitti Fon Jojo«.

Viele Jahre später schenkte sie mir ein Mäppchen mit all den gesammelten Werken, die ich ihr in meiner Kinderzeit gemalt hatte.

Je älter ich wurde, desto mehr forderte meine Mutter, dass aus dem Malen Notizen wurden. Ich notierte erst nur wenige Worte wie »Jehova« oder »Jesus«. Später schrieb ich Bibelstellen auf. Irgendwann wurden ganze Sätze und Zusammenhänge notiert.

Auf diese Weise prägten sich die Glaubenssätze immer mehr in meinen Kopf und vor allem auch in mein Herz ein. Ich verstand immer mehr die Logik meines Glaubens, die andere Menschen als sehr unlogisch empfanden. Und so wurde ich selbst Stück für Stück zu einem Rätsel.

Es gibt nur noch wenige Bruchstücke meiner ersten Lebensjahre, an die ich mich erinnern kann: Das große Zimmer, in dem wir vier spielten und schliefen; die Fensterbilder, die meine großen Schwestern gebastelt hatten; die kleinen Streiche, die sie mir und meinem Bruder spielten; Papas Fischertechnikbausatz, mit dem ich nie spielen durfte;

Marmelade zum Frühstück und der große Innenhof, auf dem wir spielten und der mir später viel kleiner vorkam.

Einige Tage sind besonders im Gedächtnis geblieben: meine Einschulung zum Beispiel – ich kann mich nicht erinnern, jemals so viele Geschenke bekommen zu haben wie an diesem Tag! Meine rosa Schultüte von den Großeltern und einen Fahrradsitz für meine Puppe. Meine älteste Schwester schrieb mir sogar ein Lied! Ich liebte diesen Tag! Ich war glücklich – ein Sonnenschein, wie meine Mutter mich nannte.

Aber nicht alle in meiner Familie waren glücklich. Mama und Papa stritten immer wieder über Dinge, die ich nicht verstand – es war nur laut – zu laut für meine Ohren. Vielleicht ging es um Geld oder um den nicht ausreichenden Einsatz meines Vaters für unsere Religion. Es gab Vieles, was zum Streitthema wurde, und meistens kamen die Vorwürfe von Mama:

»Die Kinder brauchen neue Schuhe, und du durchwühlst wieder nur die Müllsäcke der Mieter?«

»Wie sollen die Kinder jemals unseren Glauben annehmen, wenn du mich ständig sabotierst? Musst du die Kindersendung JETZT laufen lassen, wo ich mit Ihnen die Bibel lesen will?«

»Eigentlich ist es deine Aufgabe, dich um das geistige Wohl der Familie zu kümmern!«

»Mir ist egal, wie du über meine Familie denkst – ich möchte meine Eltern jetzt besuchen!«

»Dass du mich vor den Kindern als Märchentante bezeichnest, ist das Allerletzte!«

»Es sind auch deine Kinder!«

»Warum hast du mich überhaupt geheiratet? Damit du eine Putzfrau hast?«

Was auch immer meine Eltern auseinandertrieb: Es war zu anstrengend für ein kleines Kinderherz, das sich nichts mehr wünschte als Liebe und Geborgenheit oder anders ausgedrückt: ein liebevolles Zuhause.

Probleme lassen Menschen zu Rätseln werden, und wer den Mut oder die Kraft verliert, das Rätsel zu lösen, verliert manchmal auch einen Menschen, den er liebt.

Meine Eltern trennten sich, als ich sieben Jahre alt war – obwohl es die strengen Regeln der Glaubensgemeinschaft eigentlich untersagen, sich zu trennen oder scheiden zu lassen, solange kein Ehebruch vorliegt. Trotzdem entschied meine Mutter nach einem letzten großen Streit zu gehen – und sie entschied sich dafür, uns Kinder mitzunehmen.

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, als Mamas Eltern uns abholten. Papa war nicht zu Hause – nach Langem hatte er sich dazu durchgerungen, wieder einmal missionieren zu gehen – ein gutes Werk für unseren Gott zu tun. Meine Schwestern hatten nach einem Anruf meiner Mutter alles zusammengepackt – bereit für ein neues Leben!

Aber ich war noch nicht bereit – ich wollte nicht fort. Wollte meinen Vater nicht im Stich lassen. Wie musste er sich fühlen, wenn er heimkam und seine Familie war fort? Gerade jetzt, wo er etwas Gutes tat? Wird er seinen Glauben an Gott bewahren, wenn dieser zulässt, dass er seine Familie verliert? Wird er nun in Harmagedon sterben? Werde ich ihn jemals wiedersehen? Papa ... mein lieber Papa ... Mein Herz zerriss! Eine Wahl hatte ich trotzdem nicht. Wir gingen fort. Die Treppe hinunter, ein letztes Mal umdrehen, Tränen im Auge, stark sein!

Wir kamen bei meinen Großeltern unter. Sie hatten kaum Platz, aber irgendwie funktionierte es. Ich glaube, es waren nur zwei Zimmer – oder drei? Ich habe auch später nie mit ihnen darüber gesprochen ... Nie enträtselt, wie es ihnen in der Zeit ging. Ob sie mit uns litten. Wie belastend es für sie war. Ob sie es für den richtigen Weg hielten oder anders dachten.

Immerhin waren sie es, die Mama dazu gedrängt hatten, meinen Vater zu heiraten. Dass meine Mutter ein braves Leben als Hausfrau führen konnte, hielten sie für wichtiger als eine Ausbildung – ganz entsprechend dem Muster, das die Glaubensgemeinschaft zu dieser Zeit für eine Frau vorsah, und dem auch meine Großeltern treu nachfolgten.

Und Papa war ein gern gesehener Gast bei meinen Großeltern – der beste Freund meines Onkels. Zwar war er anfangs noch kein getaufter Zeuge, aber er war Single, und meine Mutter sollte möglichst schnell »unter die Haube«.

Oma und Opa lenkten uns ab – sechs Monate blieben wir in ihrer Obhut in der kleinen Wohnung in Berlin-Lankwitz, die nicht mehr lange ihre Heimat bleiben sollte. Immer in der Hoffnung zurückzugehen. Nach Hause zu kommen. Ich kann mich nicht daran erinnern, meinen Vater in dieser Zeit gesehen zu haben. Er schickte einmal Blumen an Mama, aber sie freute sich nicht. Warum nicht? Sie waren doch von meinem lieben Papa. Und er war doch sicher so ganz allein ohne uns. Niemand mehr da, der mit ihm lachte oder spielte. Er wollte sich doch sicher nur entschuldigen.

Und was, wenn Jehova jetzt mit ihm böse war und er nicht mit ins Paradies durfte? Warum wollte Mama ihm nicht helfen? Hatte sie ihn denn gar nicht mehr lieb? Hatte er uns denn nicht lieb? Mich?

Mama meinte, er werde klarkommen und dass ich mir keine Sorgen um ihn machen müsse. Er werde immer mein Papa bleiben, alles andere werde Jehova entscheiden. Wenn ich älter sei, würde ich das verstehen. Jetzt sei es erst einmal wichtig, ein braves Mädchen zu sein, zu meinen Geschwistern zu halten und tapfer zu sein.

Das Leben musste weitergehen: neue Schule, neue Kinder, neue Freunde, neue Rätsel. Und wieder einmal den Mut zusammennehmen und mich outen:

»Tut mir leid, dass ich kein Happy Birthday singe, aber ich feiere keinen Geburtstag.«

»Warum nicht?«

»Meine Mama sagt, dass Gott das nicht möchte.«

»Jesus ist gar nicht im Dezember geboren. Darum feiere ich kein Weihnachten.«

»Und was ist mit Ostern, Fasching, Muttertag, Silvester, ...?«

»Nein, tut mir leid. Da mache ich nicht mit. Und ich bastele auch keinen Weihnachtsmann oder singe diese Lieder.«

Zum Glück war die Schule nicht besonders schwierig, und so konnte ich anderen helfen und war dadurch nicht ganz so ein Außenseiter – aber eben dennoch in den Augen der anderen Kinder ein Loser.

Auf der Schule in Lankwitz blieb ich nur sechs Monate. Ich hatte eine Klassenkameradin, die Franziska hieß. Ich war neidisch auf ihren Namen. Später schenkte mir meine große Schwester eine Puppe. Ich gab ihr den Namen Franziska. Damit war die Welt für eine Siebenjährige wieder in Ordnung.

Große Schwestern sind übrigens super. Und ich hatte gleich zwei davon. Sie haben mir so vieles beigebracht: Witze erzählen, Musik machen und angeblich auch Fahrrad fahren. Letzteres ist ein Gerücht. Für mich war es mein Papa, der mir die Metallstange am Gepäckträger befestigt hatte und mich daran festhielt, bis ich es irgendwann nicht einmal bemerkte, dass er losgelassen hatte. Wer braucht schon Stützräder? Neumodisches Zeug!

Doch es kommt nicht immer nur das Gute von den Großen. Frotzeleien unter Geschwistern – lieben und hassen; kennen wohl alle, die Geschwister haben.

Zu Hause – bei Papa – teilte ich mir eine Schlafcouch mit meiner sieben Jahre älteren Schwester Ivon. Sie kam meistens etwas später ins Bett – zusammen mit der ganz Großen: Natalie. Solange ich denken kann, war sie von uns vier Kindern nicht nur die Älteste, sondern auch die intelligenteste und vernünftigste. Sie hatte Prinzipien, und wer dagegen verstieß, wurde zur Verantwortung gezogen. Ivon verstieß oft gegen diese Prinzipien.

Ein Prinzip wurde so ziemlich jeden Abend ignoriert: »Wenn Schlafenszeit ist, wird geschlafen!«

Und so spielte sich jeden Abend ein Schauspiel ab, das Eltern wohl in den Wahnsinn treibt:

Mama: »Gute Nacht und schlaft gut, Kinder.«

Kinder: »Gute Nacht, Mama und grüß Papa.«

Mama schaltet das Licht aus ... Tür geht leise quietschend zu. - - - - -

Ivon: »Lalalala – brabbelbrabbel – lalala« (Ich weiß nicht mehr, was sie für Geschichten erzählt hat.).

Natalie (eine genervte Stimme am anderen Ende des Zimmers): »Ivon, du sollst doch schlafen!«

Ivon: »Hmmm« - - - -

Ivon: »Lalalala – brabbelbrabbel – lalala« (Es spielt wirklich keine Rolle zu enträtseln, worum es in ihren nächtlichen Selbstgesprächen ging.).

Natalie (wütend): »Ivooooon ----- wenn du nicht leise bist, geh ich raus zu Mama!«

Ab diesem Moment wäre es für meine Schwester wirklich klug gewesen, ihren Kopf unter die Decke zu stecken und die Augen für die nächsten acht bis zehn Stunden zu schließen. Stattdessen provozierte sie die Große weiter: »Lalalal – brabbelbrabbel – lalala«

Natalie brachte das so in Rage, dass sie zu zählen begann: »Ich zähle jetzt bis drei, und wenn du dann nicht ruhig bist, gehe ich raus!«

Natalie: »Eeeeeiiiiinnsssss«

Ivon: »Lalalala ...«

Natalie: »Zweeeeeiiiiiiiiiiiiii ...«

Ivon: »brabbelbrabbel ...«

Natürlich endete es damit, dass Ivon auch bei »Drei!« noch keine Ruhe fand und meine wütende älteste Schwester ihren ganzen Frust über die blöde kleine Schwester bei den Eltern petzte. Hin und wieder wurde sie ohne elterlichen Beistand zurück ins Bett geschickt. Aber ich erinnere mich auch an einige Male, wo meine Bettnachbarin aus dem Bett zitiert wurde und in der Strafecke stehen musste. Ein paar Mal hörte ich auch, wie meine Mutter den riesigen Holzlöffel vom Hängeboden kramte und meine Schwester dann einige Zeit später heulend vor Schmerz zurück ins Bett gekrochen kam ... Einige Schluchzer ... Dann war Ruhe.

Wenn es Stress mit den großen Schwestern gab, war ja immer noch der Kleine da. Und der wollte immer spielen. Am liebsten LEGO.

Seine Einschulung feierten wir in den sechs Monaten, die wir bei Oma und Opa verbrachten. Eins der wenigen Feste, die man als Zeuge Jehovas ohne Bedenken feiern darf. Für meinen Bruder gab es LEGO, LEGO, LEGO ... Oh ja – wir hatten viel zum Spielen in den nächsten Monaten.

Ich baute gerne – Burgen und Schlösser mit Rittern und Drachen. Harmloses Zeug im Vergleich zu dem, was es heute zu kaufen gibt – und doch religiös grenzwertig. Als Kind machte ich mir darüber aber eher weniger Gedanken.

Ich höre bis heute das Geräusch beim Durchsuchen der Legokiste. Ein echtes Erfolgserlebnis, wenn man DAS Teil endlich hatte, das dann doch nicht so ganz richtig war. Und immer ein Such-Spruch dabei: »Ich zähle jetzt bis drei, und wenn es dann nicht da ist, hör ich auf zu spielen! (Diese Magische »Ich-zähl-bis-drei«-Formel hatten wir uns offensichtlich bei Natalie abgeguckt!) Eeeeeiiiiinnns, Zweeeeeeeeeeeeeiiiiiiiiiii, uuuuunnnddd dddiiiiieeeeeee leeeetzteeeeeee Zaaaaaahlllll heeeeeeeißt GEFUNDEN!«

Man musste diese Formel nur lange genug hinauszögern, dann funktionierte sie immer einwandfrei! Wahrscheinlich fürchteten sich die LEGO-Teilchen, dass sie bald in der Box einstauben würden, wenn sie sich nicht doch einmal zeigten. Ja – LEGO war ein wesentlicher Teil meiner Kindheit. Ich besaß keins, aber mein Bruder umso mehr. Kleine Brüder sind so super!

Meine Mama fand bald ein neues Zuhause für uns. Ein riesiges Haus mit unendlich vielen Wohnungen. Wir wohnten in der 8. Etage! Wahnsinns Aussicht! Man konnte die neue Grundschule sehen und die S-Bahn in der Ferne. Ich träumte oft davon, wie ich einfach über eine lange Rutsche vom Fenster aus direkt in mein Klassenzimmer rutschen würde. Dann müsste ich nicht so früh aufstehen und obendrein

gleich mit einer Portion Spaß in den Tag starten ...
Kinderlogik!

Die Wohnung war hell und freundlich, der Boden war mit Kork ausgelegt und Mama schwärmte von den warmen Füßen, die wir alle dadurch hätten - der Beginn eines neuen Lebens.

Wir wohnten nun zu fünft in einer 2,5-Zimmer-Wohnung, statt mit sechs Personen auf drei Zimmer verteilt. Mama kümmerte sich wie zuvor um den Haushalt. Nach wie vor legte sie Wert auf ordentlich geführte Schulsachen, saubere Kleidung und gutes Benehmen. Das Geld war knapp – das Sozialamt unterstützte unsere Familie, da Mama keinen Job hatte und Papa keinen Unterhalt zahlte. Mama hatte sich bei unserem Auszug Geld für die neue Wohnung genommen – Ersparnisse von Papa – und er fühlte sich beraubt.

Also stand uns seiner Meinung nach kein weiteres Geld zu. Neue Kleidung war daher nach wie vor keine Option. Noch immer erhielten wir in regelmäßigen Abständen Sachspenden von Freunden oder Verwandten, wo wir uns dann aus großen, vollgestopften Säcken möglichst passende Kleidung für Alltag und Gottesdienst aussuchen durften. Es war ein Glückstreffer, wenn ein Teil mal perfekt saß oder dem eigenen Geschmack zu 100% entsprach.

Ohne meine Großeltern wurde es ruhiger um uns. Ich vermisste sie. Oma hatte mir gezeigt, wie man Pfannkuchen backt, und ich begleitete sie oft zum Einkauf. Wir hatten einen guten Draht zueinander, was dazu führte, dass ich sie das eine oder andere Mal versehentlich »Mama«, statt »Oma« nannte. Jetzt hatte ich wieder nur EINE Mama.

Ich bin mir nicht sicher, ob es Mama nach dem Umzug wirklich besser ging. Sie funktionierte einfach, wie eine Mutter eben funktionieren muss. Das war nun unser neues Leben!

Der Umzug war aber auch der Abschluss eines alten Lebens. Abschied nehmen von der Vergangenheit. Abschied nehmen von der Hoffnung, es würde uns ein Weg zurück zu Papa führen. Papa? Vater? Wie schnell verblasst die Erinnerung! Sechs Monate bei meinen Großeltern kamen mir wie eine Ewigkeit vor.

Wir wurden auch einer neuen Versammlung zugeteilt. Diese Gruppe war um einiges größer als meine Heimatversammlung. Von nun an sollte ich dort meine Freunde finden und weiter über meinen Glauben und Jehova lernen. Nur selten, wenn größere Gemeindetreffen (in Zeugen-Sprache: Kongresse) stattfanden, traf ich meine Freundin, Tante Gitti, wieder oder andere Menschen, die mich die ersten Jahre meines Lebens begleitet hatten.

Der Ablauf der Gemeindetreffen war genauso wie in meiner alten Versammlung. Alles folgte einem vorgegebenen Plan, und je öfter ich die Zusammenkünfte besuchte, desto mehr wurde mir bewusst, dass ich nicht genügte, wie ich war, und dass ich an mir hart arbeiten musste, um meinen Traum vom Paradies und der heilen Familie zu erleben. Aber DANN wäre alles wieder gut. Mama wäre wieder glücklich und Papa wäre wieder da. Ich musste nur gut genug sein.

Die neuen Eindrücke ließen nicht viel Raum zum Nachdenken. In der neuen Wohnung teilte ich mir das kleine, halbe Zimmer mit meinem Bruder. Viel Platz zum Entfalten gab es nicht. Aber es war ausreichend, und wir fühlten uns wohl. Ich schlief oben im Doppelstockbett. Mama hatte jedem noch ein kleines persönliches Holzschrankchen an der Wand angebracht: »Für eure kleinen Schätze.« Ich war stolz auf meinen eigenen kleinen Schrank. Niemand durfte da

hineinschauen – niemand! Er hatte Magnete an den Türen, und wenn ich mal nachts nicht schlafen konnte und mir ein Buch oder ein Stofftier holen wollte, bemühte ich mich immer sehr, dass es nicht KLACK machte und am Ende noch meinen Bruder weckte. Ich konnte genau sehen, ob er schlief – gegenüber vom Bett: der große Spiegel des dunklen Kleiderschranks hielt mich auf dem Laufenden.

Mit diesem kleinen Schrank erlebte ich meine ganz persönlichen Abenteuer. Meine eigene Magie war darin verborgen. Meine tiefsten kindlichen Geheimnisse und Rätsel – meine Entfaltung der Kreativität. Problematisch wurde es nur, wenn so ein Geheimnis doch mal ans Tageslicht kam.

Wie zum Beispiel mein kleines Gemisch aus Mamas Schneiderkreide – fein gerieben in mühevoller Arbeit – und Wasser und ich weiß nicht mehr, was sonst noch. Was daraus wohl werden könnte? Eine neuartige Modelliermasse? Ein Superdrink für magische Kräfte? Ja, es wurde etwas draus: Ärger Jede Menge Ärger. Rollo runter und Mittagsschlaf – oder lieber Schlaf für die nächsten Jahre, bis zur Volljährigkeit?

Meine Mutter war so ganz und gar nicht erfreut über meinen Sinn für neue, kreative Rezepte mit ihrer Schneiderkreide ... Und ich verfluchte mal wieder meinen kleinen verräterischen Schrank an der Wand und das KLACK, das er von sich gab, wenn die Magnete aufeinandertrafen.

Mein Bett mit meinem kleinen Schrank – das war mein ganz persönlicher Entfaltungsbereich. Ich mochte es nicht, wenn mein Bruder uneingeladen zu mir in meine Privatzone kam. Erst recht nicht, wenn es sich in meinen Augen um Banalitäten handelte, weswegen er den Weg zu mir nach oben kletterte: »Joooojoooooo? Spiiiiiieeelst du mit miiiiir? Mir ist sooooo langweilig«

Ja – kleine Brüder – meistens ein Segen und oft auch ein Fluch! Das Verhältnis zu meinem Bruder und mir war wohl typisch für ein Geschwisterpaar. Zwei Jahre liegen zwischen uns. Außer im Dezember, wenn seine Lebensuhr wieder ein Jahr aufrückte und meine sich erst im Januar umstellte. Es war jedes Jahr das gleiche Spiel: Wir erfreuten uns daran, dass für etwa einen Monat zahlenmäßig nur ein Jahr zwischen uns lag.

Meine Mutter machte keine großen Unterschiede zwischen den Rechten und Pflichten unter uns. Mein kleiner Bruder durfte die gleichen Dinge, die ich auch durfte, und so führte das nicht selten zu Reibereien. Besonders in der Teenager-Zeit hatte ich oft das Bedürfnis nach mehr Freiheiten – vor allem mehr Freiheit vor meinem Bruder.

1995/96 zogen meine Großeltern nach Schweden. Sie hatten sich dort ein kleines Haus gekauft, um ihre letzten Jahre in Ruhe zu verbringen. Jedes Jahr besuchten wir sie dort: Meine Mutter und wir vier Kinder. Es war immer ein schönes Wiedersehen. Es wurde gegrillt, gelacht, mit Oma gekocht und mit Opa im Garten gewerkelt. Natürlich besuchten wir auch den See ganz in der Nähe fast jeden Tag, fingen Frösche und klopften abends Karten. Hin und wieder besuchte auch mein Onkel mit seiner Familie zeitgleich meine Großeltern. Dann war Halligalli im Haus, denn außer uns vier Kindern waren dann noch die fünf Kinder meines Onkels da. Dann wurde zusammen Musik gemacht, und wir hatten eine unbeschwerte Zeit.

Irgendwann entwickelte es sich, dass nur noch mein Bruder und ich dort jedes Jahr die Sommerferien verbringen durften. Meine großen Schwestern ließen sich nur noch selten blicken. Warum das so war ...? Rätsel ...

Mich störte es nicht weiter, denn mittlerweile waren die beiden Großen in meinen Augen schon richtig alt geworden, und unsere Interessen lagen weit auseinander. Ivo interessierte sich für ihre Musikgruppen – Kelly Family und Blümchen – und natürlich ging es auch oft um Jungs. Natalie hatte dagegen mit ihrem Schulabschluss zu tun und engagierte sich auch mehr und mehr in der Gemeinde. Beide mussten sich bald entscheiden, wie sie ihre Zukunft gestalten wollten. Nicht jeder Beruf eignet sich, um ein vorbildlicher Zeuge Jehovas zu sein. Koch, Konditor, Stewardess, jegliche Bereiche in der Psychologie, Lehrer, Kindergärtner – alles Berufe, die mit dem Glauben oder dem Glaubensleben aufgrund des Zeiteinsatzes oder der Herausforderungen im Job-Alltag in Konflikt gekommen wären. Konditoren müssen zu viel Schicht arbeiten, Stewardessen sind selten zu Hause – wie sollte man da die regelmäßigen und wichtigen Zusammenkünfte besuchen?

Psychologen erklären alle Probleme des Menschen wissenschaftlich, und das wiederum schließt den Glauben an Gott und daran, dass er die Probleme lösen wird, ja beinahe aus. Lehrer und Kindergärtner sind ständig mit Geburtstagen oder Weihnachten in Berührung. Könnte man sich da wirklich komplett rausnehmen?

Es musste also gut durchdacht werden, ob die berufliche Laufbahn zu einem Leben als Zeuge Jehovas wirklich passte. Und dass meine beiden Schwestern diesen Lebensweg gern gehen wollten, hatten sie als Jugendliche durch ihre Taufe schon gezeigt – die Eintrittskarte ins Paradies bereits gelöst.

Die Sommerferien waren meistens ein Traum! Jeden Tag Sonne, frische Luft, Abenteuer im Wald, barfuß mit dem Fahrrad zum See, lesen und Omas leckere Küche genießen. Ich liebte es, im Garten zu werkeln, mit Opa Rasen zu mähen

oder einfach nur den Rasenmäher-Spuren hinterherzulaufen. Mit meinem Bruder durch den Rasensprenger hüpfen und unterm Dach mit ihm auf dem quietschenden Federkernbett liegen und in der Dach-Wärme trocknen – das waren die schönen Momente, die mir in Erinnerung geblieben sind.

Aber ich erinnere mich auch noch nach eben diesem Wunsch von Freiheit oder Befreiung von meinem Bruder, wenn er wieder mal den Quälgeist spielen musste und sich nicht allein beschäftigen konnte.

Er tat mir leid – aber ich musste konsequent sein. Im Garten stand ein (für mich) riesiger Apfelbaum, und dort baute ich mir meinen Rückzugsort. Ich kletterte auf einen dicken Ast und baute mir einen Flaschenzug, mit dem ich ein Kissen für den Popo und ein Buch nach oben beförderte. Im Grunde war es nur ein Buddeleimer an einem langen Seil aus Opas Werkstatt im Keller – aber es erfüllte seinen Zweck. Mein Bruder kam nicht zu mir rauf, und ich hatte meine Ruhe ... Wenn er nicht irgendwann auf die Idee gekommen wäre, mich mit heruntergefallenen Äpfeln zu bewerfen und mich so zur Weißglut zu treiben.

Als große terrorisierte Schwester muss man dann irgendwann nachgeben. Und woran hatte ich wohl mehr Freude, als mit meinem Bruder Canasta zu spielen und ihm die Freude zu lassen, mich mit einem Joker-Canasta nach dem nächsten fertig zu machen?!

Canasta und andere Kartenspiele waren Standardprogramm bei meinen Großeltern. Nahezu jeden Abend spielten wir. Es war mir ganz egal, ob ich gewann oder verlor. Ich liebte es, meine Großeltern dabei zu beobachten, wie sie spielten. Immer wieder war es das gleiche Ritual. Ich konnte die Sätze schon auswendig, die sie beim Spielen von sich gaben:

Oma: »Ach, was ist das denn?? Aus jedem Dorf'n Hund!«

Und Opa: »Die kleben aber so die Karten.«

Meistens gab es zum Spielen frischen Pfefferminztee aus dem Garten und ein paar kleine Knabbereien oder etwas Süßes. Oma und Opa waren beide Diabetiker – ich kann mich aber nicht daran erinnern, dass sie darauf jemals wirklich Rücksicht nahmen. Meine Mutter schimpfte des Öfteren mit ihnen darüber. Aber warum sie es nicht ernst nahmen ... Rätsel.

Die Zeit bei meinen Großeltern war für mich jedes Jahr ein Ausflug in eine andere, leichtere Welt. Nicht nur, weil ich nicht zur Schule musste. Ich ging gern in die Schule, und Lernen fiel mir nie besonders schwer. Aber es bedeutete für mich Abstand zu meinem Leben. Abstand zum Stress, der mich zu Hause verfolgte. Ein wenig auch Abstand zu den religiösen Verpflichtungen, denn meine Großeltern waren in der Umsetzung der Glaubenslehren nicht sehr streng. Wir besuchten zwar ebenfalls die wöchentlichen Zusammenkünfte in der kleinen schwedischen Versammlung und bereiteten uns auch am Samstag für gewöhnlich auf das Programm vor. Missionieren gingen wir dagegen überaus selten.

In den fünf Trennungsjahren und der darauf folgenden Scheidung meiner Eltern musste ich mich zum ersten Mal in meinem Leben positionieren. Papa oder Mama? Papa oder Mama? Papa oder Mama? Hatte ich überhaupt wirklich eine Wahl? Kann man sich mit zehn Jahren überhaupt entscheiden? Papa oder Mama?

Immer wieder wurden mein Bruder und ich von Familientherapeuten und Anwälten über unsere Eltern befragt. Sie besuchten uns in unserer neuen Wohnung – sahen sich unser kleines Kinderzimmer an und stellten uns unheimlich viele Fragen.

»Erzählt doch mal: Wie ist das Leben jetzt mit Mama in der neuen Wohnung?«

»Gut. Es ist schön, dass die Schule gleich da unten ist.«

Mein Bruder, John, wies mit dem Finger durch das Fenster am Essplatz, von wo aus man eine gute Sicht auf die Straße und das Schulgebäude hatte. Wir konnten direkt auf den Schulhof mit dem großen roten Klettergerüst blicken.

»Ja, da müssen wir nicht so früh aufstehen, weil wir nur fünf Minuten dorthin brauchen«, berichtete ich stolz.

»Mama macht uns Schulbrote.«

»Oder wir auch manchmal alleine, stimmt's, John?«

»Ja, manchmal.«

»Und nach der Schule? Wie ist es da? Müsst ihr dann viel Hausaufgaben machen?«

»Hä? Ich hab doch gar keine Hausaufgaben.«

Die Psychologin schmunzelte über das entrüstete Gesicht meines Bruders.

»Ich helfe Mama manchmal beim Backen oder wir singen mit Natalie. Sie hat nämlich ein Keyboard. Und John will eigentlich immer nur Lego spielen.« Ich rollte mit den Augen. »Er hat nämlich gaaaaaaaanz viel Lego zur Einschulung bekommen.«

»Von Mama und Papa?«, wollte die Therapeutin wissen.

Mein Bruder widersprach kopfschüttelnd: »Nein, von Mama und Oma und Opa!«

»Papa war gar nicht da zur Einschulung«, ergänzte ich.

»Treffst ihr den Papa denn ab und zu?«

»Manchmal.«

»Er möchte mit uns immer mit dem Wohnmobil wegfahren.«

»Ich mag aber das Wohnmobil nicht«, fiel mein Bruder mir ins Wort. »Ich bekomme da immer Kopfschmerzen, und Papa will dann immer nur wandern, auch wenn mir die Füße schon weh tun. Das macht dann keinen Spaß.«

»Und macht ihr dann eine Pause?«

»Nein. Papa sagt dann immer nur weiter, weiter, weiter.«

Wir dachten bei unseren Erzählungen wohl beide an dieselbe Situation, die wir mit unserem Vater erlebt hatten.

Während des langwierigen Sorgerechtsprozesses setzte er sich wiederholt über Auflagen des Gerichts hinweg.

Eines Tages traf ich ihn plötzlich mit dem Fahrrad vor meiner Schule. Er wollte meinen Bruder und mich abholen und versprach, wir würden zu Hause gemeinsam spielen. Um die Ecke hatte er das Wohnmobil geparkt und nötigte meinen kleinen Bruder und mich, einzusteigen. Doch statt zum Spielen nach Hause zu fahren, wollte er mit uns einen Ausflug machen. Mama wüsste Bescheid – wusste sie nicht ...

Er fuhr mit uns an einen See: zum Wandern. Das war seine Leidenschaft. Als Familie waren wir oft wandern gewesen, und ich mochte es eigentlich gern. Es gab viel zu entdecken, Mama brachte uns lustige Lieder bei und erzählte uns unterwegs über die Natur, die Jehova so wundervoll für uns erschaffen hatte. Es ging über Stock und Stein, und ein paarmal verirrten wir uns auch im Wald. Aber jetzt mit Papa allein um den See laufen? Und ohne Mama auf Wiedersehen gesagt zu haben? Mein Bruder und ich gingen in Streikposition, was meinen Vater so in Rage versetzte, dass er seine kleinen Kinder allein am Wohnmobil zurückließ und losmarschierte. Da standen wir nun – mein kleiner Bruder, dessen Schulmappe noch immer fast größer war als er selbst; und ich, die »Große«, die jetzt Mut machen musste, dass schon bald alles wieder gut würde. Ich betete innerlich. Bis in die Dunkelheit saßen wir draußen und hofften, dass unser Vater wohl bald den Weg zurückfinden würde.

Spät am Abend brachte uns mein Vater heim – schmutzig, müde und verängstigt. Und natürlich gab es wieder Streit an